TARA HYLAND

Die vergessene Frau

Buch

Irland, 1946. Auf einer kleinen Farm in Irland träumt Franny Fitzgerald von Hollywood – und von dem attraktiven Hilfsarbeiter. Als dieser sie verführt und sie schwanger wird, entflieht Franny den Moralvorstellungen des elterlichen Zuhauses. In London gelingt es ihr nicht nur, sich und ihre kleine Tochter über Wasser zu halten. Sie erkämpft sich auch eine Chance, ihren Traum zu leben: Ein berühmter Hollywoodproduzent macht ihr ein Angebot, das sie aus dem tristen Nachkriegslondon direkt ins glitzernde Los Angeles katapultiert. Doch ihre Karriere verlangt ein großes Opfer. Und während sie zu einem der ersten großen Stars der »goldenen Ära« Hollywoods avanciert, ahnt sie bereits, dass ihre Vergangenheit sie eines Tages einholen wird …

Autorin

Tara Hyland wurde 1976 geboren. Nach ihrem Geschichtsstudium in Cambridge arbeitete sie mehrere Jahre in der Londoner City, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Bereits ihr Debüt *Die Melville-Schwestern* begeisterte die Leserinnen. Tara Hyland lebt mit ihrem Mann in London.

Von Tara Hyland außerdem bei Blanvalet lieferbar:

Die Melville-Schwestern (37947)

Tara Hyland

Die vergessene Frau

Roman

Aus dem Englischen
von Christoph Göhler

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Fallen Angels« bei Simon & Schuster Ltd., London.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Tara Hyland
Published by arrangement with Tara Hyland
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Umschlagmotiv: Trevillion Images/Mohamad Itani
Redaktion: Anita Hirtreiter
ES · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38098-5

www.blanvalet.de

Prolog

San Francisco, Dezember 1958

So schnell die stämmigen Beine sie trugen, eilte Schwester Marie den dunklen Korridor entlang. Auch wenn sie es den anderen Nonnen nie eingestanden hätte, hatte sie oft Angst, wenn sie nachts allein durchs Kloster lief. Heute Abend war es noch schlimmer als sonst. Nach einem Blitzschlag war der Strom ausgefallen, und die Flamme ihrer Kerze warf gespenstische Silhouetten an die Steinmauern, so als würden links und rechts Schattendämonen ihren Weg säumen und nur auf sie lauern.

»Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln«, murmelte sie leise vor sich hin und versuchte aus den Worten Kraft zu schöpfen. »Er weidet mich auf einer grünen Aue.«

Während Schwester Marie den Psalm rezitierte, schauderte sie schon wieder, diesmal allerdings vor Kälte und nicht vor Angst. Zu dieser Jahreszeit konnte nicht einmal die schwere wollene Ordenstracht sie wärmen. Eine knappe Woche vor Thanksgiving war das Wetter schließlich umgeschlagen. Die kalte, klare Sonne ging von Tag zu Tag früher unter, und dann stieg der berüchtigte San-Francisco-Nebel aus dem Meer auf, schlang sich um die dicken Pfeiler der

Golden Gate Bridge und wälzte sich anschließend in die Bucht, um sich von dort aus in die Stadt zu schleichen und den Telegraph Hill herauf bis zum Waisenhaus der Sisters of Charity zu klettern. Oft, wenn Schwester Marie schlaflos in ihrer zweieinhalb mal dreieinhalb Meter großen Zelle lag, stellte sie sich vor, dass sich der Nebel durch die Schlüssellöcher und Türritzen zwängte wie die Gespenster in den Gruselfilmen, die ihr jüngerer Bruder so gern ansah.

Hör auf, rief sie sich zur Ordnung. Immerhin hatte ihre überaktive Fantasie die Äbtissin beim letzten Konvent zu der Bemerkung veranlasst, das Leben als Nonne sei vielleicht nicht das Richtige für sie. Aber auch wenn Schwester Marie das Postulat – die sechsmonatige Probezeit, in der sie entscheiden musste, ob sie den Schleier nehmen wollte – nur unter Mühen überstanden hatte, wollte sie auf gar keinen Fall aufgeben. Schließlich hatte die Leitung des Klosters den Beschluss gefällt, dass es ihr erlaubt werden sollte, das Noviziat fortzusetzen – die Ausbildung vor dem Ablegen des Gelübdes –, aber dass sie dazu den geschlossenen Orden verlassen musste. Ein Umzug ins Waisenhaus war allen als die beste Lösung erschienen. Schwester Marie liebte Kinder und hatte schon immer gewusst, dass die Mutterschaft jener Aspekt des weltlichen Lebens war, auf den sie am schwersten verzichten konnte. Nun würde sie nicht ohne Kinder leben müssen.

Das Waisenhaus war im neunzehnten Jahrhundert von den Sisters of Charity gegründet worden und wurde durch Spenden der reichen Katholiken in der Stadt finanziert. Im Augenblick befanden sich siebenundneunzig Kinder in der Obhut der Einrichtung – und heute Abend sollte ein weiteres dazukommen. Spät am Abend, als sich die Nonnen

gerade in ihre Zellen zurückziehen wollten, hatte jemand angerufen und gefragt, ob sie noch Platz für ein weiteres Kind hätten. Offenbar ging es um ein nur wenige Tage altes Neugeborenes. Abgesehen davon wussten sie nichts über den Neuankömmling: weder das Geschlecht noch warum das Kind hier abgegeben wurde. Die Sache war höchst eigenartig.

Schwester Marie sollte zusammen mit der Mutter Oberin wach bleiben und auf das Kind warten. Doch als sich Stunde um Stunde dahinschleppte, hatte sie sich zu langweilen begonnen. Die Mutter Oberin hatte ihrem Zappeln schließlich nicht mehr zusehen können und sie in die Küche geschickt, wo sie ihnen beiden ein kleines Abendessen bereiten sollte. In diesem gespenstischen Bau ganz allein in die Küche hinunterzugehen war schon schlimm genug. Jetzt, auf dem Rückweg, kam die junge Nonne noch langsamer voran, denn diesmal trug sie ein Tablett mit zwei Bechern Kakao und einem Teller voll dick geschnittener Marmeladebrote. Sie wäre noch langsamer gewesen, wenn nicht in diesem Moment ein Windstoß durch den Korridor gefegt wäre, der ihre Kerze ausblies und das Waisenhaus in vollkommene Dunkelheit tauchte. Unter einem erschrockenen Aufschrei ließ Schwester Marie das Tablett fallen. Das Scheppern von Metall und Porzellan auf dem Steinboden hallte von den hohen Mauern wider, während sie die letzten Meter zum Büro der Mutter Oberin rannte.

Ohne anzuklopfen, platzte sie in den Raum.

»Mutter Oberin!« Sie keuchte so schwer, dass sie kaum noch sprechen konnte. »Sie können sich nicht vorstellen, was gerade passiert ist…« Sie holte nicht einmal Luft, bevor sie zu einer Schilderung ihres Abenteuers ansetzte. Erst

als sie sich allmählich beruhigte, nahm sie das Bild wahr, das sich ihr bot: Die Mutter Oberin war auf den Knien, einen Rosenkranz in der Hand, und mitten im Gebet. »Ach du meine Güte!« Schwester Marie warf die rechte Hand auf ihre Brust. »Ich habe Sie gestört! Das tut mir leid, Ehrenwort. Und das mit dem Abendessen auch.«

»Hör auf, dich zu entschuldigen, mein Kind«, antwortete die Mutter Oberin leise und ruhig. »Ehrlich gesagt will ich sowieso nichts essen oder trinken. Aber versuche doch, deinen Auftritt in Zukunft etwas weniger dramatisch zu gestalten. Mein altes Herz verträgt die Aufregung nicht mehr so gut.«

In den rheumatischen Augen zeigte sich ein Anflug von Heiterkeit – die Novizin war im ganzen Orden für ihre theatralischen Auftritte bekannt. Die alte Nonne hielt sich am Schreibtisch ein und richtete sich mit knirschenden Knien auf. Sie verzog unter Schmerzen das Gesicht.

»Ist alles in Ordnung, Mutter?« Schwester Marie eilte zu ihr und stützte sie am Ellbogen.

»Nicht der Rede wert.« Sie wedelte abwehrend mit der Hand. »Bei der Kälte macht mir immer mein Rheuma zu schaffen.« Sie ließ sich langsam und mit schmerzverzogenem Gesicht auf den Holzstuhl sinken und nickte zu dem Platz ihr gegenüber hin. »Setz dich, Kind. Wir werden noch lange warten müssen, fürchte ich.«

Damit senkte die Mutter Oberin den Kopf und versank in kontemplativem Schweigen. Schwester Marie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und klappte ihn dann wieder zu, weil sie wusste, dass sie ihren Rededrang zügeln musste. Auch das fiel ihr ausgesprochen schwer – nur zu sprechen, wenn sie etwas Wichtiges zu sagen hatte. Sie plauderte für

ihr Leben gern, und diese Zeiten der Stille waren ihr fremd. Die Mutter Oberin hatte es da viel einfacher, dachte sie neidisch. Die ältere Frau strahlte eine tiefe Ruhe aus, eine innere Gelöstheit, die Schwester Marie immer verwehrt bleiben würde, selbst wenn sie noch so viele Jahre hier lebte.

Im schwachen Kerzenschein studierte sie das weiche, faltige Gesicht der Mutter Oberin, das knittrig wie Krepppapier wirkte. Sie war inzwischen weit über siebzig, aber immer noch voller Tatkraft. Sie sprach praktisch nie über sich selbst, obwohl Gerüchte kursierten, dass sie ein Jahrzehnt in den afrikanischen Missionen zugebracht hatte, dann allerdings vor der Zeit heimgekehrt war, nachdem sie sich eine Krankheit zugezogen hatte, die ihr Herz angegriffen hatte. Trotz ihrer Gebrechlichkeit strahlte sie jedoch eine ungeheure innere Stärke aus.

Schwester Marie ahnte, dass die Mutter Oberin genau wie die Äbtissin in ihrem letzten Konvent Zweifel hegte, ob es ihr wirklich bestimmt war, den Schleier zu nehmen. Insgeheim zweifelte sie sogar selbst daran. Das Leben als Nonne war schwieriger, als sie sich vorgestellt hatte. Die winzige, nur mit einem Holzbett, einem Schreibtisch und einer Kommode ausgestattete Zelle; das tägliche Aufstehen um halb sechs und das anschließende einstündige Gebet in der Kapelle. Aber obwohl die Mutter Oberin eine Novizin jederzeit heimschicken konnte, hatte Schwester Marie das starke Gefühl, dass es letzten Endes ihr selbst überlassen bleiben würde, ob sie in den Konvent eintrat oder nicht. Die Mutter Oberin gehörte jenem seltenen Menschenschlag an, der sich nie ein Urteil anmaßte, sondern zutiefst an die Worte glaubte: »Wer ohne jede Sünde ist, der werfe den ersten Stein.«

Schweigend saßen die beiden Frauen beieinander, auch wenn die junge Nonne sich alle Mühe geben musste, nicht zu zappeln, und sich abwechselnd heimlich wünschte, die Besucher würden endlich kommen, damit sie ins Bett gehen konnte, oder sich für diesen Gedanken schämte. Irgendwann war sie offenbar auf ihrem Stuhl eingenickt, doch das Brummen eines Autos, das draußen auf der Straße anhielt, riss sie augenblicklich aus dem Schlaf.

Schwester Marie sprang auf. »Das müssen sie sein.« Sie konnte ihre Erleichterung nicht verbergen.

Gleich darauf schlug die Glocke an und bestätigte ihre Vermutung. Erst jetzt erhob sich auch die Mutter Oberin.

Draußen hatte sich der Unbekannte, der geläutet hatte, schon wieder in seinen warmen Wagen geflüchtet. Es war ein höchst eleganter Wagen, fiel Schwester Marie auf. Ein schlanker schwarzer Lincoln Capri, und obendrein ein 1958er, das neueste Modell. Dass der Wagen so teuer war, überraschte sie. Wenn Neugeborene im Waisenheim abgegeben wurden, dann meist von unverheirateten Mädchen, die sich in Schwierigkeiten gebracht hatten, und oft wurden die Kinder von ihren Müttern einfach auf der Türschwelle abgelegt. Hier lag der Fall ganz eindeutig anders. Schwester Marie fragte sich insgeheim, ob die Mutter Oberin wohl Genaueres wusste; aber selbst wenn, würde sie das keinesfalls ihrer geschwätzigen Schutzbefohlenen anvertrauen.

Schwester Marie verfolgte mit unverhohlener Neugier, wie der Fahrer wieder ausstieg. Es war ein großer, eleganter Herr von Ende vierzig mit dunklen Haaren, dunklen Augen und einem dunkelblauen Kaschmirmantel, der bestimmt mehr gekostet hatte, als man brauchte, um das gesamte Waisenhaus ein volles Jahr durchzufüttern. Er hatte

den Kragen hochgeschlagen, als wollte er sich nicht zu erkennen geben – oder aber ihre Fantasie ging wieder einmal mit ihr durch. Er trat an den Fond des Wagens, öffnete die hintere Tür und beugte sich hinein, als wollte er eine Tasche herausholen. Von ihrem Platz auf den Steinstufen aus konnte Schwester Marie nicht in den Wagen sehen, doch sie meinte das leise Weinen einer Frau zu hören. Aber vielleicht täuschte sie sich auch, und sie hörte nur das Neugeborene weinen, denn gleich darauf richtete sich der Mann mit einem kleinen Bündel in den Händen wieder auf, und prompt steigerte sich das Weinen zu einem ausgewachsenen Brüllen.

Ohne irgendwelche Anstalten zu machen, das weinende Kind zu beruhigen, überquerte er die Auffahrt und kam auf die Mutter Oberin zu. Seine Miene blieb ausdruckslos, und er sagte kein einziges Wort, woraus Schwester Marie schloss, dass alles Notwendige vorab telefonisch besprochen worden war. Die Mutter Oberin nahm dem Mann das Kind aus den Armen. Das Gesicht des Neugeborenen lag unter der Decke verborgen, und die ältere Nonne schlug behutsam den Stoff zurück. Als sie den ersten Blick auf das Kleine warf, stutzte sie kurz, als wäre etwas nicht ganz richtig, doch im nächsten Moment wurde ihre Miene weich.

»Möge Gott dich lieben«, murmelte die Mutter Oberin zärtlich. Im nächsten Moment hatte sie sich wieder gefasst, sah zu dem Mann auf und erklärte: »Sie können gewiss sein, dass das Kind als guter Christ erzogen wird.«

Der Mann nahm das mit einem knappen Nicken zur Kenntnis und kehrte zu seinem Wagen zurück.

Schwester Marie folgte der älteren Nonne ins Haus. Eine Gänsehaut überzog ihre Arme, und die Härchen in ihrem Nacken hatten sich aufgestellt. Sie hatte das Baby immer

noch nicht angesehen, aber sie spürte, dass etwas mit dem Kind nicht stimmte. Was es auch war, es hatte die sonst so unerschütterliche Mutter Oberin kurz aus der Fassung gebracht. Und das verstörte Schwester Marie mehr als alles andere.

ERSTER TEIL
1946–54

Kleine Anfänge

»Aus kleinen Anfängen erwächst oft Mächtiges.«
JOHN DRYDEN, BRITISCHER POET, 1631–1700

Kapitel 1

County Cork, Irland, Juli 1946

»Hör auf! Nicht hier – es könnte uns jemand sehen!«

Franny wand sich aus den Männerarmen und setzte sich mühsam im hohen Gras auf. Dass sie so schwer und schnell atmete, war allerdings nicht allein auf ihre Angst zurückzuführen, dass sie erwischt werden könnte. Auf den leuchtenden Mädchenwangen brannte die Lust. Aber Franny war fest entschlossen, ihrer Begierde nicht nachzugeben. Vor der Ehe war das eine Todsünde, und auch wenn sie gern von sich geglaubt hätte, dass sie geistig über die Lehren der Kirche hinausgewachsen sei, ließen sich siebzehn Jahre Kirchgang nicht so leicht abstreifen.

Seelenruhig auf dem Rücken liegend hob Sean seine große, schwielige Hand und strich eine rötliche Locke aus ihrem Gesicht. Das volle Rotbraun würde ihn an das seidige Fell der Sikahirsche erinnern, die über die irischen Wiesen sprangen, erklärte er ihr immer. Er verstand wirklich mit Worten umzugehen, ihr Sean.

»Ach, jetzt komm schon, Mädchen. Wir tun doch nichts Böses.«

Er hatte leicht reden. Falls ihre Eltern von ihrem Techtelmechtel erfuhren, würde sie das teuer bezahlen. Mit einem

Jungen von einer Farm aus der Nachbarschaft ihre Zeit zu vergeuden wäre schon schlimm genug gewesen, aber Sean war Landarbeiter, ein angeheuerter Tagelöhner, der für ihren Vater das Land bestellte. Für die engstirnigen Spießer in einem kleinen irischen Dorf gab es kaum ein schlimmeres Vergehen.

Sean schien ihre Ängste zu spüren und schenkte ihr den Hundeblick, den sie in den vergangenen Wochen so oft zu sehen bekommen hatte. »Ich will doch nur ein kleines Küsschen von dir. Das wirst du einem schwer arbeitenden Mann wie mir ja wohl nicht verwehren, oder?«

Franny merkte, wie ihre Standhaftigkeit ins Wanken geriet – so wie jedes Mal, wenn Sean Gallagher etwas von ihr wollte. Mit seinem spitzbübischen Grinsen, den schwarzen Haaren und blauen Augen erinnerte er sie an Clark Gable in *Vom Winde verweht.* Genau wie Rhett Butler war Sean ein Freigeist, der nichts auf gesellschaftliche Konventionen gab. Er war in Limerick aufgewachsen, aber dort war er seit Jahren nicht mehr gewesen. Stattdessen reiste er durch die Welt und zog immer dorthin, wo es gerade Arbeit gab. Als man in England während des Krieges Arbeiter für die Munitionsfabriken gesucht hatte, hatte er zu jenen gehört, die dem Ruf gefolgt waren. Ihre Eltern hielten ihn für einen unsteten Geist, doch Franny konnte es kaum erwarten, ihrer Heimat zu entfliehen und die Welt zu sehen, und fand ihn darum umso interessanter. Bis vor vier Wochen hätte sie sich nicht vorstellen können, dass im verschlafenen Glen Vale jemals etwas so Aufregendes passieren könnte.

Anfang Juni war Sean aus Cork zu ihnen gekommen, um bei der Obsternte zu helfen. Als Franny ihn das erste Mal gesehen hatte, hatte er mit nacktem, in der Spätnach-

mittagssonne glänzendem Oberkörper auf einer Trittleiter gestanden und den Apfelbaum ausgeschnitten. Während ihre Schwester kichernd abseits stehen geblieben war, hatte sich Franny ein Herz gefasst und ihn angesprochen. Natürlich hatte Maggie – diese widerliche Petze – ihrer Mutter später alles erzählt, und Franny hatte den Riemen zu spüren bekommen. Aber das war die Sache wert gewesen, denn dadurch hatte sie Sean auf sich aufmerksam gemacht.

»Bleib noch fünf Minuten«, bettelte er, hob eine Hand und hielt sie zurück. Dann zog er sie zu sich herab, und sie fing seinen Duft auf. Er roch nach Feldarbeit: ein starker, männlicher Geruch. »Hier ist doch niemand.«

Franny sah sich um. Natürlich hatte er recht. Die Wiese lag brach und weitab vom Farmhaus. Hier kam nie jemand her. Aber trotzdem …

»Nein«, widersprach sie und stand auf. »Es ist schon spät, und Mam möchte bestimmt, dass ich ihr beim Kochen helfe. Wenn ich nicht rechtzeitig zurück bin, versohlt sie mir den Allerwertesten.«

»Das würde ich ihr liebend gern abnehmen.« Sean lachte und versetzte ihr spielerisch einen Schlag auf den Hintern.

»Autsch!« Scheinbar empört über die allzu intime Geste setzte Franny sich auf. »Sie, Sir, sind kein Gentleman.« Es war ein Zitat aus *Vom Winde verweht*, und sie bot dazu eine perfekte Imitation von Vivien Leighs Südstaatenslang. Franny war ein Naturtalent, wenn es darum ging, Menschen nachzuahmen, und konnte, schon wenige Minuten nachdem sie jemanden kennengelernt hatte, virtuos dessen Tonfall und Gestik imitieren.

Sean brauchte ein paar Sekunden, um die Anspielung zu

verstehen. »Und Sie, Miss, sind keine Lady«, erwiderte er in einer eher gestelzten Version von Clark Gable.

Sie lächelten sich kurz an. Sean nahm noch einmal ihre Hand.

»Wir treffen uns später, ja?«

Franny zögerte. Sie kam abends nicht so ohne Weiteres aus dem Haus.

»Ach komm schon, Liebchen«, schalt sie ihr Verehrer. »Sonst muss ich am Ende noch nach Cork fahren und mir dort eine Frau suchen.«

Er sagte das im Scherz, aber für Franny klang es jedes Mal wie eine Drohung. Denn davor fürchtete sie sich am meisten: dass Sean das Interesse an ihr verlieren könnte, wenn sie sich seinen Wünschen nicht fügte. Wahrscheinlich hatte er in England unzählige gebildete Frauen kennengelernt; wie sollte sie, das kleine Bauernmädchen, da mithalten können?

Sie bot ihr gesamtes schauspielerisches Talent auf und schaffte es tatsächlich, ihre Angst zu überspielen. Solange sie ihn im Ungewissen ließ, würde er an ihr interessiert bleiben. Diese Taktik hatte sie sich schon vor Wochen zurechtgelegt.

»Vielleicht treffen wir uns später«, erklärte sie halb von oben herab, »vielleicht aber auch nicht.« Ohne ein weiteres Wort raffte sie die Röcke und rannte so schnell zum Farmhaus zurück, dass ihr rotbraunes Haar wie ein Flammenschweif hinter ihr herflog.

Noch während Franny durch die Felder lief und die langen Stoppeln an ihren nackten Beinen kratzten, wusste sie, dass sie Ärger bekommen würde. Nicht dass das ungewöhnlich gewesen wäre. Ständig wurde sie ausgeschimpft, meist, weil sie sich vor der Arbeit gedrückt hatte, um im Nachbarort ins Kino zu gehen.

»Was denkst du dir dabei, deine Zeit im Filmtheater zu verschwenden?«, knurrte ihr Vater regelmäßig.

Aber Franny konnte sich nicht sattsehen an den Hollywoodfilmen, die sie für ein paar kurze Stunden aus ihrem langweiligen Leben entführten. Sie ging so oft ins Kino wie nur möglich, denn sie träumte davon, eines Tages selbst ein Filmstar zu werden wie Rita Hayworth, Betty Grable oder Jane Russell – und genau wie sie im glamourösen Los Angeles statt im öden Glen Vale zu leben.

Franny hasste die ländliche Einöde, in der sie aufgewachsen war. In ihrem Dorf, rund sechzig Kilometer außerhalb von Cork gelegen, lebten nicht mehr als dreihundert Seelen, und dabei war der weitere Umkreis schon eingerechnet. Es war ein verarmter, freudloser Landstrich, wo sich die Männer entweder aufarbeiteten oder um den Verstand tranken, sich die Frauen aufs Beten und Kinderkriegen beschränken mussten – und die Töchter von klein auf angehalten wurden, keinesfalls mehr vom Leben zu erwarten.

Franny wollte mehr. Sie war dazu geboren, aus der Masse herauszuragen. Mit siebzehn Jahren sah sie genauso aus, wie ein typisch irisches Mädchen aussehen sollte – und zwar in einer Welt, in der Maureen O'Hara die Maßstäbe setzte. Zu ihren glänzenden rotbraunen Haaren kamen große, freche grüne Augen, eine Haut wie frisch geschlagene Butter und eine kleine Himmelfahrtsnase voller hübscher Sommersprossen. Mit ihrem weichen, üppigen Leib hätte sie Lana Turner Konkurrenz machen können, und ihrem flammenden Haar entsprach eine leidenschaftliche Natur, eine Persönlichkeit, die an Lebhaftigkeit ihrem Äußeren in nichts nachstand. Es war, als wäre sie in Technicolor aufgenommen worden, während der Rest des Landes in Schwarz-Weiß

verharrte. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Glen Vale so bald wie möglich zu verlassen. Und heute war sie ihrem großen Ziel einen Schritt näher gekommen.

Sie schob die Hand in die Schürzentasche und ertastete erleichtert den Brief darin. Er war heute Morgen eingetroffen, und in ihm stand, dass sie zur Ausbildung als Krankenschwester in London zugelassen war. Sie war außer sich vor Freude. Nicht weil sie unbedingt Krankenschwester werden wollte, sondern weil das ihre Chance war, Irland zu verlassen. Wenn sie erst einmal in England angekommen war, würde ihr schon etwas einfallen, wie sie ihr sehnlichstes Ziel verwirklichen konnte – zum Film zu gehen.

Aber davor musste sie noch eine schwere Hürde nehmen: den Segen ihres Vaters zu bekommen. Er würde auf keinen Fall wollen, dass sie wegging. Sein Horizont beschränkte sich auf Glen Vale, er war sein ganzes Leben lang nie weiter gekommen als bis Cork. Er war kein Abenteurer wie Sean, der schon jetzt davon sprach, nach London zurückzukehren. »Nach den Bombenangriffen liegt die ganze Stadt in Trümmern. Die werden Bauarbeiter brauchen, glaub mir«, hatte er ihr verkündet. Franny träumte oft insgeheim davon, dass sie in England zusammenleben würden.

Als sich Franny dem Farmhaus näherte, merkte sie, wie ihr Mut sie allmählich verließ. Das Farmhaus und die umgebenden Außengebäude waren niedrige, einfallslose Backsteinbauten ohne Sinn für Schönheit, die ausschließlich ihrem Zweck dienen sollten. Draußen wusch sie sich an der Wasserpumpe die Hitze aus dem Gesicht. Schließlich sollte niemand Verdacht schöpfen, wo sie gewesen war. Die Küchenfenster waren beschlagen, woraus sie schloss, dass sie zu spät zum Essen kam. Leise fluchend

trocknete sie hastig die Hände an der Schürze ab und lief ins Haus.

Sobald sie die Küchentür aufzog, schlug ihr der feuchte, salzige Geruch von gekochtem Speck und Kohl entgegen. Sie verzog das Gesicht. Es gab immer nur Kohl und Speck oder Eintopf mit Kartoffeln – warum konnten sie nie etwas anderes essen?

Ihre Mutter beugte sich gerade über den Herd und stach mit einer Gabel in die Kartoffeln, um festzustellen, ob sie gar waren. Als sie Franny sah, begann sie automatisch den Kopf zu schütteln.

»Wo hast du gesteckt, Kind?« Theresa Healey war eine typische Glen-Vale-Frau. Einst war sie eine Schönheit gewesen wie Franny, aber die vielen Geburten und die Armut hatten sie ausgezehrt. Nichts fürchtete Franny so sehr, als dass sie wie ihre Mutter enden könnte.

»Bestimmt wieder bei Sean Gallagher.« Das kam von Frannys älterer Schwester Maggie. Aus ihrem Mund klang es nicht stichelnd, sondern nur bösartig. Maggie fand immer etwas, worüber sie sich beschweren konnte, und am liebsten beschwerte sie sich über ihre Schwester. Mit ihren zwanzig Jahren war sie eine unansehnliche, mürrische Jungfer, die ihre jüngere Schwester um ihr hübsches Gesicht und ihr fröhliches Wesen beneidete.

Ihre Mutter sah Franny scharf an. »Hoffentlich ist das nicht wahr, mein Mädchen.«

Franny sagte nichts, sondern begnügte sich mit einem finsteren Blick auf ihre Schwester, die ihr daraufhin die Zunge herausstreckte. Im Gegensatz zu Franny interessierte sich Maggie ausschließlich dafür, möglichst schnell zu heiraten. Sie war dürr wie ein Skelett, hatte einen schmalen

Mund und kalte Augen und die trotzige Miene eines Menschen, der sich vom Leben übervorteilt fühlt. »Das ist so ungerecht«, beklagte sie sich gern. »Wenn ich nur halb so gut aussehen würde wie Franny, wäre ich schon längst verheiratet.« Aber insgeheim glaubte Franny, dass die möglichen Verehrer weniger vom Aussehen ihrer Schwester als von ihren ständigen Nörgeleien abgeschreckt wurden.

Theresa seufzte müde – wie so oft – und sagte: »Das Abendessen ist gleich fertig, also deckt lieber den Tisch, Mädchen.«

»Ja, Mam«, antworteten Franny und Maggie im Chor.

Einander bemüht ignorierend begannen sie, Besteck und Teller zu verteilen. Das Geschirr passte nicht zusammen, und abgesehen vom Nötigsten blieb der Tisch nackt: Blumen und Servietten waren ein Luxus, den sich der Haushalt nicht leisten konnte. Um Punkt sechs Uhr begann Theresa das Essen aufzutragen. Die Männer mussten nicht erst vom Feld gerufen zu werden – die tägliche Routine blieb immer gleich.

Franny setzte sich auf die eine Seite des Tisches, Maggie nahm ihr gegenüber Platz – damit sie mich besser belauern kann, dachte Franny –, während ihre Mutter am einen Ende saß. Sean kam als Nächster und begrüßte die Frauen freundlich. Franny hatte ihn von Anfang an gewarnt, sich nicht neben sie zu setzen, weil sie Angst hatte, dass sie sich dadurch verraten könnten, darum setzte er sich neben Maggie und zwinkerte Franny dabei zu. Frannys Vater Michael trat als Letzter ein. Sobald er seinen Platz am Kopfende eingenommen hatte, wurde es still. Alle senkten den Kopf zum Tischgebet.

»Möge der Herr uns wahrhaft dankbar machen«, sagte

Theresa so wie jeden Abend, »für das, was wir von ihm empfangen.«

Damit öffneten alle die Augen und begannen zu essen. Theresa hatte das Fleisch bereits auf die Teller verteilt und dabei sichergestellt, dass die Männer den Löwenanteil bekamen, und jetzt wurden die Schüsseln mit Kartoffeln und Kohl rund um den Tisch weitergereicht. All das geschah mit möglichst wenig Worten. Beim Essen wurde nie geplaudert. Michael Healey war ein schweigsamer Mensch, und da er das Familienoberhaupt war, musste sich der gesamte Haushalt nach ihm richten.

»Wie geht es mit der Arbeit voran?«, fragte Theresa schließlich.

Michael zuckte mit den Achseln und gab ein nichtssagendes Brummen von sich. Sean antwortete an seiner Stelle. »Wir müssten bald fertig sein.«

»Und hast du dich schon entschieden, was du danach machen willst?«

Alle blickten gespannt auf, als Michael jene Frage stellte, die mindestens einmal pro Woche aufkam. Es war kein Geheimnis, dass er Sean als Erntehelfer behalten wollte, nachdem das Obst abgeerntet war. Die Farm wuchs ihm allmählich über den Kopf, und er hatte keine Söhne, die ihm zur Hand gehen konnten, wie er gerne beklagte. Theresa hatte ihm zwar sechs Kinder geschenkt, allerdings war darunter nur ein einziger Junge gewesen. Patrick war zu einem kräftigen, schneidigen Burschen herangewachsen und hätte die Farm eines Tages übernehmen sollen. Aber genau wie Franny hatte es ihn in die Welt hinausgezogen. Während sein Vater als überzeugter Unionist die Engländer hasste und mit Premierminister Éamon de Valera übereinstimmte, dass

sich Irland aus dem Krieg heraushalten sollte, hatte Patrick darin ein großes Abenteuer gesehen. Gleich an seinem achtzehnten Geburtstag war er nach England gefahren, um sich als Freiwilliger zu melden. Nicht einmal ein Jahr später war er an den Stränden der Normandie gefallen. Wenn Michael seither seinen Sohn erwähnte, dann nur, um sich zu beschweren, dass ihm die Engländer seine einzige Hilfe auf der Farm geraubt hätten.

Auf Patrick, Maggie und Franny waren drei Stillgeburten gefolgt, bis der Arzt Theresa davor gewarnt hatte, noch weitere Kinder bekommen zu wollen. Folglich hatte Michael keinen natürlichen Erben für die Farm. Es war kein Geheimnis, dass er es gern gesehen hätte, wenn Sean auf der Farm geblieben wäre, um den Weizen einzubringen, doch wie so oft hatte sich der junge Mann nicht festlegen wollen. Auch diesmal antwortete der Farmhelfer: »Ich weiß beim besten Willen nicht, was ich anfangen werde, Sir. Das wird sich zeigen, wenn die Zeit gekommen ist.«

Der ältere Mann schüttelte missbilligend den Kopf. »Das ist eine seltsame Art zu leben, immerzu von einem Ort zum anderen zu wandern, ohne Sicherheit und ohne Wurzeln.«

»Aber, Da!« Franny fand es schrecklich, dass ihr Vater bei jeder Gelegenheit gegen Sean stichelte.

»Es stimmt aber. Er führt ein Leben wie ein Kesselflicker.«

Alle schwiegen verlegen, Sean schien sich allerdings nicht daran zu stören. »Mir gefällt es so. Und die Welt wäre doch recht langweilig, wenn wir alle gleich wären, nicht wahr?«

Franny strahlte ihn an. Er gab ihrem Vater Kontra, und dafür bewunderte sie ihn.

Im nächsten Moment klopfte sich Sean auf den Bauch und rülpste vernehmlich. »Wie immer war es köstlich, La-

dys. So gut wie hier habe ich noch nie gegessen. Bestimmt können Sie es kaum erwarten, mich loszuwerden.«

Er zwinkerte Mrs Healey zu, die ihm dafür einen finsteren Blick zuwarf. Sie wusste genau, was für eine Sorte Mann Sean Gallagher war. Ein sympathischer Schwerenöter: charmant und unterhaltsam, aber eindeutig niemand, den man in der Nähe seiner Töchter haben wollte. Sie sah Frannys verzücktes Gesicht und spürte vor Angst einen Stich. Sie würde ihre Tochter im Auge behalten müssen. Ihre Jüngste war eine Romantikerin und hübscher, als gut für sie war.

»Bei Franny brauchst du dich für das Essen nicht zu bedanken«, quengelte Maggie. »Sie hat keinen Handstreich getan.«

Das machte ihren Vater hellhörig. »Stimmt das, Franny? Du hast dich schon wieder um deine Pflichten gedrückt?«

Franny schoss einen giftigen Blick auf ihre ältere Schwester ab und hätte ihr am liebsten das eingebildete Lächeln vom Gesicht geohrfeigt.

»Ja, Da«, bekannte sie und gab sich Mühe, zerknirscht zu wirken.

»Und wo hast du diesmal gesteckt?«

Bemüht, Sean nicht anzusehen, sagte sie: »Ich war spazieren. Und dabei habe ich die Zeit vergessen.«

Ihr Vater schnaubte. »Du musst endlich mehr Verantwortung zeigen, Mädchen.«

»Ja, Da.«

Aber er redete schon weiter. »Tatsächlich ist es wohl an der Zeit, dass du anfängst, dich hier nützlich zu machen. Deine Mutter wird allmählich kraftlos. Von morgen an wirst du das Kleinvieh versorgen. Dann hast du auch weniger Zeit, Dummheiten zu machen.«

Franny war entsetzt. Sie konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen, als diese schmutzigen, stinkenden Schweine füttern zu müssen, oder die Ziege, die es irgendwie jedes Mal schaffte, an ihren Haaren zu rupfen.

»Aber wozu? In ein paar Wochen bin ich sowieso in England.« Es war eher eine Frage als eine Feststellung. Niemand pflichtete ihr bei. »Da?«, bohrte sie nach.

»Was denn?«

Franny merkte, wie die Angst in ihr aufflackerte, schließlich wusste sie, wie leicht er in Rage geriet. Aber jetzt konnte sie nicht mehr zurück. »Ich habe gesagt, ich bin sowieso bald in London. Wir haben doch darüber gesprochen, dass ich Krankenschwester werden will. Und heute ist der Brief gekommen. Sie haben mich angenommen«, erklärte sie ihm stolz.

Sie zog den zerknitterten Umschlag aus der Tasche und zeigte ihn vor. Sie hatte sich den Brief so oft angeschaut, dass er mittlerweile schon zerlesen war. Doch ihr Vater übersah ihre ausgestreckte Hand und aß weiter.

»Michael«, schalt Theresa ihn milde, »das Kind möchte dir etwas zeigen.« Franny warf ihrer Mutter einen dankbaren Blick zu. Sie konnte sich besser als ihr Mann in den abenteuerlustigen Geist ihrer Tochter versetzen. Ihr war bewusst, dass sie ihrer Jüngsten die Flügel ohnehin nicht stutzen konnten.

Grunzend schmetterte Michael die Gabel auf den Tisch und riss Franny den Brief aus der Hand. Er überflog ihn kurz und ließ ihn dann auf dem Tisch liegen. »Warum in aller Welt solltest du dahin wollen?«

»Weil ich hier keine Zukunft habe!«

»Zurzeit ist es schlecht. Vielleicht nächstes Jahr.«

Das hatte Franny schon zu oft gehört. Diese Antwort würde sie Jahr für Jahr bekommen, bis sie schließlich zu alt oder zu

resigniert war, um noch Träume zu haben. Sie sah flehentlich ihre Mutter an, doch Theresa hatte den Blick auf die Tischplatte gesenkt. Michael war kein gewalttätiger Mann, nicht wie einige andere, trotzdem setzte es hin und wieder Hiebe, wenn er wütend wurde. Franny war auf sich allein gestellt.

»Aber, Da…«

Er knallte die Faust auf den harten Holztisch und schnitt ihr damit das Wort ab.

»Du hältst jetzt den Mund, Mädchen!« Seine Augen blitzten so dunkel und zornig, dass sie instinktiv zurückzuckte. »Ich will nichts mehr davon hören!«

Er griff nach einem Brotkanten, wischte damit das Fleisch und die Soße in seinem Teller auf und stopfte sich das Ganze in den Mund, dass der braune Saft aus seinen Mundwinkeln sickerte und über sein Kinn rann. Franny beobachtete ihn angewidert. Ihr Blick wanderte zu Sean weiter, und sie sah Mitgefühl in seinen Augen. Wenigstens verstand er, was sie empfand, dass sie es nicht aushielt, in diesem Gefängnis eingesperrt zu sein und keine Aussicht auf ein eigenes Leben zu haben.

In diesem Moment stand Sean auf. »Ich sehe lieber mal nach den Tieren, bevor es dunkel wird.«

Er trug seinen Teller zur Spüle und wusch ihn ab. Bevor er durch die Tür ging, drehte er sich ein letztes Mal zu Franny um. Sie sah die Einladung in seinem Blick.

Bis zu diesem Moment hatte sie nicht gewusst, ob sie sich später mit Sean treffen würde. Aber jetzt hatte sich Franny entschieden. Sie würde zu ihm gehen. Sie würde ihm – und sich selbst – beweisen, dass sie nicht in dieses gottverlassene Kaff gehörte. Und pfeif auf die Konsequenzen. Vielleicht hatte sie ja Glück, und er würde sie mitnehmen, wenn er Glen Vale verließ. Wer weiß?

Kapitel 2

»*Her eyes, they shone like diamonds*«, sang Franny laut und wiegte sich dabei fröhlich hin und her. »*I thought her the queen of the land*…«

Es war Samstagabend, und die Healeys gaben ein *Ceili* in ihrer engen Wohnstube. Ungefähr zwanzig Leute waren versammelt, vom Säugling bis zum Greis, und verbrachten den Abend mit Geschichten und Liedern, die sie reihum zum Besten gaben. Diese wöchentlichen Zusammenkünfte von Freunden und Nachbarn hatten von frühester Kindheit an einen festen Bestandteil in Frannys Leben gebildet. Von klein auf hatte sie diese Lieder zu hören bekommen, und sobald sie alt genug gewesen war, hatte sie angefangen, selbst zu singen. Sie kostete jede Gelegenheit aus, vor anderen aufzutreten.

Als alle im Raum in den Refrain einstimmten, wünschte sich Franny unwillkürlich, Sean wäre hier und könnte sie singen hören. Doch er hasste die *Ceilis*, er fand sie altmodisch und ging lieber mit den anderen jungen Tagelöhnern *Poteen* trinken. Darum hatten sie stattdessen ausgemacht, sich später zu treffen. Franny konnte es kaum erwarten.

Erst nach einer weiteren Stunde löste sich die Gesellschaft endlich auf. Inzwischen ersehnte sie den Moment, in dem die Gäste gingen, damit sie sich endlich zu ihrem Geliebten

schleichen konnte. Während Franny ungeduldig wartend neben ihrer Mutter und älteren Schwester stand, kam Conrad Walsh auf sie zu. Er war ein schüchterner, auf schlichte Weise gut aussehender junger Mann, der einen abgewetzten, aber ordentlichen braunen Anzug trug: ein bisschen wie er selbst.

»Du hast heute Abend sehr schön gespielt«, lobte ihn ihre Mutter. Er hatte die Sänger auf seinem Akkordeon begleitet. Sie stupste Maggie an. »Hast du das nicht vorhin auch gesagt, Liebes?«

Maggie brachte nur ein Nicken zustande – in Conrads Gegenwart verschlug es ihr regelmäßig die Sprache.

»Vielen Dank, Mrs Healey, und dir auch, Margaret.« Er blickte an ihr vorbei auf Franny, die halb hinter ihrer Schwester stand. »Allerdings glaube ich, heute Abend konnte sich wohl niemand mit Franny messen.« Er lächelte sie schüchtern an. »Ich habe dich in letzter Zeit kaum gesehen, wie geht es dir denn so?«

»Großartig wie immer, Con«, erwiderte sie gut gelaunt. Im Gegensatz zu Maggie machte es ihr nichts aus, mit jungen Männern zu sprechen, und schon gar nicht mit Conrad Walsh. Schließlich war er auf der Nachbarfarm aufgewachsen und daher fast wie ein Bruder für sie. Der stille, strebsame junge Mann war klüger als alle anderen Burschen im weiteren Umkreis. Der Priester hätte ihn am liebsten auf die Universität geschickt, und er selbst hatte früher sogar davon geträumt, eines Tages Arzt zu werden. Aber nachdem sein Vater im Vorjahr an einem Herzanfall gestorben war, hatte er die Farm übernehmen müssen. Jetzt sorgte er für seine Mutter und seine fünf Geschwister und schlug sich dabei wacker, soweit man hörte. »Er wird es mit seiner Farm noch weit bringen«, sagte ihr Vater gerne.

Den Blick immer noch auf Franny gerichtet fragte Conrad: »Gehst du am Freitag zum Tanz?«

»Wo sollte ich denn sonst hingehen?«, meinte sie spöttisch.

Er sprach von dem jährlichen Mittsommerfest, das in der Gemeindehalle stattfand. Franny hoffte, dass Sean sie begleiten würde.

»Also, ähm …« Conrad war an seinem Zögern anzumerken, dass er sie gern gefragt hätte, ob sie mit ihm hingehen wollte. Doch als er Maggies und Theresas Blick auffing, verließ ihn der Mut. »Dann tanzt du auch einmal mit mir, in Ordnung?«

Unter dem zornentbrannten Blick ihrer Schwester lächelte Franny ihn an. »Es wird mir ein Vergnügen sein.«

Conrad wurde knallrot. Er verabschiedete sich murmelnd und eilte zu seiner alten Mutter zurück.

Nachdem alle gegangen waren, sagte Michael zu Franny: »Ich habe gesehen, dass du mit Conrad Walsh geredet hast.«

»Ein guter Bursche«, urteilte Theresa.

»Aye«, pflichtete ihr Mann bei. »Bestimmt hält er bald um Maggies Hand an.«

Immer öfter schlossen sich kleine Bauernhöfe wie jene der Healeys und Walshes zusammen. Es war kein Geheimnis, dass Michael Healey es gern gesehen hätte, wenn sich die beiden Farmen verbanden, und zwar durch die Hochzeit seiner ältesten Tochter mit Conrad.

»Pah«, schnaubte Maggie. »Conrad wird mich nie bemerken, solange die da« – sie schoss einen giftigen Blick auf Franny ab – »sich derart vor ihm zur Schau stellt.«

»Ach, hör doch auf.« Solche Beschuldigungen hatte Franny

schon allzu oft gehört. Die Spießer in Glen Vale glaubten, dass sie leicht zu haben war, nur weil sie ungezwungen mit jungen Männern plaudern konnte. Natürlich flirtete sie gern, aber Sean war der Einzige, der ihr wirklich etwas bedeutete. Der Langweiler Conrad konnte sich keinesfalls mit dem gefährlich gut aussehenden Tagelöhner messen. »Wenn du möchtest, dass Conrad dich bemerkt, solltest du vielleicht einfach den Mund aufmachen, wenn er mit dir spricht.«

Weil Maggie keine schlagfertige Antwort einfallen wollte, wandte sie sich an ihren Vater. »Glaub mir, Da. Solange die hier ist, wird Conrad mich nie heiraten.«

Falls sie sich Mitleid erhofft hatte, hatte sie sich an den Falschen gewandt. Michael zuckte nur mit den Achseln. »Also, wenn er dich nicht haben will, Maggie, dann tut es unsere Franny genauso.«

»Michael!«, schalt ihn seine Frau.

Doch es war zu spät. Maggie stieß einen verzweifelten Schrei aus und rannte die Treppe hinauf in ihr Zimmer.

»Was ist denn?« Michael sah sich perplex um. Für ihn war eine Heirat eine rein geschäftliche Angelegenheit; da war kein Platz für weibische Empfindlichkeiten. »Was habe ich denn gesagt?« Franny lief ihrer Schwester nach. Sie trat in die winzige Schlafkammer, die sich die beiden Mädchen teilten, und sah, wie Maggie bäuchlings auf dem Bett lag und sich die Augen ausweinte. Franny setzte sich neben sie und legte ihr beschwichtigend die Hand auf die Schulter.

»Ach, jetzt hör schon auf«, versuchte sie ihre ältere Schwester aufzumuntern. »Ich will Conrad doch gar nicht. Er gehört dir allein, Schwesterherz, Ehrenwort.«

Die Worte waren tröstend gemeint, aber Maggie fuhr sofort hoch. Aus ihren rotgeweinten Augen schossen Blitze.

»Na, dann vielen herzlichen Dank.« Sie tat so, als würde sie ihre Stirnlocke zurückstreichen. »Wie großzügig von dir, mir deine abgelegten Verehrer zu überlassen!«

Franny schämte sich augenblicklich. »Ach, Maggie, du weißt genau, dass ich es nicht so gemeint habe.«

Aber ihre Schwester wollte nichts mehr hören. »Verschwinde endlich, du Flittchen«, zischte sie. »Geh doch zu deinem Zigeuner, für den du die Beine breitmachst.« Sie sah das Entsetzen in Frannys Gesicht und feixte bösartig. »Glaubst du vielleicht, ich höre nicht, wie du nachts aus dem Zimmer schleichst, um dich mit deinem Sean zu treffen? Ich weiß genau, was du mit ihm treibst, und ich hätte Mam längst Bescheid gesagt, wenn ich nicht sicher wäre, dass du von ganz allein ins Unglück rennen wirst. Also lauf schon zu ihm, und lass mich in Ruhe, liebe Schwester. Mit Weibern wie dir will ich nichts zu schaffen haben.«

Damit wandte sich Maggie ab und vergrub wieder den Kopf im Kissen. Sprachlos blieb Franny neben ihr sitzen. Das Gift, das aus den Worten ihrer Schwester gespritzt hatte, hatte sie gelähmt. Ihre Bosheit machte ihr noch mehr Angst als die Erkenntnis, dass Maggie über Sean Bescheid wusste. Sie hätte gern Frieden mit ihrer älteren Schwester geschlossen, wusste aber nicht wie, darum stand sie stattdessen auf und stakste aus dem Zimmer. Sie würde abwarten, bis sich Maggie beruhigt hatte, und später mit ihr reden.

Doch Franny konnte die missgünstigen Worte ihrer Schwester nicht vergessen. Sogar viel später, als sie in Seans Armen lag, gingen sie ihr ständig im Kopf herum.

»Sie muss mich wirklich hassen«, sinnierte sie.

Sean war gerade damit beschäftigt, mit seinen Lippen ih-

ren Hals entlangzuwandern, und sah kurz auf. »Ach, vergiss sie doch. Diese vertrocknete alte Kuh.«

»Sean!« Dass Franny sich über ihre Schwester beklagte, war eine Sache, aber sie ließ es nicht zu, wenn andere – und sei es ihr Geliebter – sie kritisierten. Auch wenn Maggie sie noch so oft rasend machte, waren sie immer noch vom selben Blut, und er war ein Außenstehender.

Sean lenkte augenblicklich ein. »Hör zu, es tut mir leid. Aber uns beiden ist so wenig Zeit vergönnt, da möchte ich sie nicht damit vergeuden, über deine blöde Schwester zu reden.«

Dagegen war wenig einzuwenden. Sie hatte so selten Gelegenheit, aus dem Haus zu schleichen und ihn zu treffen. Warum sollten sie dieses Risiko eingehen, wenn sie sich dann nicht einmal vergnügten?

»Du hast wie immer recht«, gestand sie ihm zu. Und um zu zeigen, wie leid es ihr tat, legte sie den Kopf in den Nacken und küsste ihn. Sofort gab Sean ein kehliges Stöhnen von sich und zog sie auf seinen Bauch.

Seit sie das erste Mal nachts in seine Unterkunft geschlichen war, war ein Monat vergangen, und inzwischen hatten sie eine feste Routine entwickelt. Das erste Mal war nicht schön für Franny gewesen. Eigentlich war es eher unangenehm und peinlich gewesen, und die Schmerzen waren ihr bis heute im Gedächtnis. Danach hatte sie tagelang immer wieder geblutet, sodass sie sich schon gefragt hatte, ob vielleicht etwas Schlimmes passiert war; sie hatte sich sogar geschworen, so etwas nie wieder zu tun, wenn sie nur diesmal ungeschoren davonkäme. Aber nachdem alles wieder seinen normalen Gang genommen hatte, war es einfacher, ihre Ängste zu vergessen, als sich Sean zu verweigern.

Manchmal wünschte sich Franny, sie würden nicht immer nur in dem kleinen, harten Bett in seiner winzigen Hütte liegen. Es war nicht gerade der romantischste Fleck. Er hatte versprochen, dass er sie in ein Hotel in Cork mitnehmen würde, sobald er genug Geld beisammenhatte. Stundenlang hatten sie alles geplant und Lügen gesponnen, die sie ihren Eltern erzählen konnte, um zu erklären, warum sie über Nacht wegblieb. Aber wie so vieles, was Sean ihr versprochen hatte, hatte er auch das noch nicht wahr gemacht.

Jetzt drehte er Franny auf den Rücken und kniete sich zwischen ihre Beine. Erst da ging ihr auf, dass er etwas vergessen hatte.

»Warte!«, sagte sie. »Was ist mit dem …«

Er sah sie verständnislos an, und sie hoffte, er würde sie nicht zwingen, es laut auszusprechen. Sie mochte die sogenannten »Französischen Briefe« nicht besonders, die er einem Soldaten abgekauft hatte, als er in England war – »damals haben alle in der Armee welche bekommen« –, aber wenn sie verhinderten, dass sie schwanger wurde, nahm Franny sie nur zu gern in Anspruch.

»Ich habe schon wieder keinen mehr«, sagte er und sank auf die Waden zurück. Sie wandte das Gesicht ab und wünschte sich, er würde sich bedecken. Auch wenn sie noch so intim gewesen waren, konnte sie sich nicht daran gewöhnen, dass er sich so schamlos nackt zeigte.

»Könnten wir nicht … die andere Sache tun?«, fragte sie so zaghaft wie möglich. Vor ein paar Wochen waren sie schon einmal in dieser Lage gewesen. Damals hatten sie das Problem umgangen, indem Sean ihr gezeigt hatte, wie sie ihm auf andere Weise Lust bereiten konnte. Leider schien ihm das diesmal nicht zu genügen.

»Das ist nicht das Gleiche«, sagte er und kroch wieder über das Bett auf sie zu. »Ich möchte in dir sein.«

Unerbeten blitzte in ihrem Kopf das Bild ihrer ausgelaugten Mutter auf, und sie wich ängstlich zurück.

»Aber ich will kein Kind bekommen!« Sie versuchte gar nicht erst, ihr Entsetzen zu unterdrücken. Sie wusste nicht, was sie mehr fürchtete – ewig in der Hölle zu schmoren oder schwanger zu werden. Früher hatte sie ihre Monatszeit immer gefürchtet. Inzwischen war der beruhigende Fleck in ihrem Höschen ein Grund zum Feiern.

Sean lachte laut auf, und sie kam sich noch dümmer vor als zuvor. »Davor hast du solche Angst? Also, was das angeht, hast du nichts zu befürchten.« Dann begann er ihr, obwohl ihr vor Scham die Wangen brannten, ausführlich zu erklären, dass ihr nichts passieren konnte, solange er seinen Samen nicht in ihr ergoss.

»Aber warum haben wir es dann nicht immer so gemacht?« So schnell würde sie nicht nachgeben.

»Ich dachte nicht, dass du mir glauben würdest.«

Franny biss sich auf die Unterlippe und sagte nichts.

»Traust du mir nicht?« Seine verletzte Miene brachte sie zum Einlenken.

»Aber natürlich.« Es war immer so schwer, einen Streit mit Sean zu gewinnen, selbst wenn Franny glaubte, dass sie eigentlich recht hatte. Irgendwie gab sie jedes Mal nach. »Ich will nur nicht, dass etwas passiert, das ist alles.«

Er grinste sie an. »Keine Sorge. Ich passe schon auf. Ehrenwort.«

Hinterher lag Franny in Seans Armen. Normalerweise mochte sie das Kuscheln am liebsten, aber heute fand sie einfach

keine Ruhe. In Irland war jede Art von Geburtenkontrolle verboten, darum waren die Französischen Briefe nur schwer zu bekommen. Zum Glück kannte Sean jemanden, der in Cork auf den Docks arbeitete und sie von England nach Irland schmuggelte. Auf dem Schwarzmarkt wurden unverschämte Preise verlangt, doch das war ihr der Seelenfrieden wert.

»Gehst du bald wieder zu deinem Freund?«, fragte Franny jetzt.

Bevor Sean einschlummerte, versprach er noch benommen, dass er bei seinem nächsten Stadtbesuch etwas arrangieren würde.

Aber eine Woche später kehrte er mit leeren Händen aus Cork zurück. Offenbar hatte Sean seinen Verbindungsmann nicht auftreiben können, allerdings schwor er, dass er nächste Woche wieder versuchen würde, ihn zu finden.

Leider blieb der Dockarbeiter auch am nächsten Wochenende verschwunden. Franny hatte Angst davor, weiter ungeschützt mit Sean zusammen zu sein. Doch sie hatte niemanden, mit dem sie über ihre Ängste sprechen konnte, niemanden, den sie fragen konnte, ob so etwas normal war oder nicht – niemanden außer Sean. Und der versicherte ihr immer wieder, dass gar nichts passieren konnte und dass er ganz bestimmt aufpassen würde. Und nachdem sie schon beim ersten Mal nachgegeben hatte, konnte sie nur schwer begründen, warum sie jetzt damit aufhören sollten.

Kapitel 3

»Hast du vor, den heute noch durchzukneten, Missy? Oder hoffst du, dass sich der Teig von selbst bäckt, wenn du ihn nur lang genug anstarrst?«

Der scharfe Tonfall ihrer Mutter riss Franny aus ihren Gedanken. Die Frauen waren in der Küche und backten einen Barmbrack für den Halloweenabend. Franny sah in die Rührschüssel in ihrem Schoß und begriff, dass der Hefevorteig noch genauso auf dem Mehl lag wie vor zwanzig Minuten. Das Mädchen seufzte, als trüge es das ganze Leid der Welt auf seinen Schultern.

»Entschuldige, Mam. Ich fühle mich nicht gut.«

Theresa schaute ihre Tochter scharf an. Franny war eine hervorragende kleine Schauspielerin, und es war ihr durchaus zuzutrauen, dass sie sich krank stellte, nur um sich vor der Arbeit zu drücken. Doch das blasse Gesicht und die lustlose Haltung des Mädchens verrieten ihr, dass ihre Tochter ihr diesmal nichts vorspielte.

»Wenn du dich nicht gut fühlst, dann leg dich hin.«

Franny dachte kurz darüber nach und sagte dann: »Danke, Mam, aber ich glaube, ich gehe lieber kurz an die frische Luft. Vielleicht wird dann mein Kopf klarer.«

Theresa nickte knapp. »Dann geh schon. Maggie kann deine Arbeit übernehmen.«

»Das ist gemein!«, platzte es aus Maggie heraus. »Warum muss sie nichts tun?«

»Weil sie krank ist«, antwortete ihre Mutter fest. »Sie würde das auch für dich tun, wenn es dir schlecht gehen würde.«

Maggie schnaubte abfällig. »Die einzige Krankheit, die sie plagt, ist die Faulheit«, grollte sie. Franny hatte inzwischen ihre Schürze ausgezogen und war schon auf dem Weg zur Tür, doch als sie ihre Schwester hörte, drehte sie sich noch einmal um.

»Wirst du jemals damit aufhören, Maggie?« Ihre grünen Augen blitzten zornig. »Kein Wunder, dass dich kein Mann haben will. Mit deiner ständigen Nörgelei jagst du jeden in die Flucht, der auch nur einen Funken Verstand hat!« Damit stolzierte sie aus der Küche und knallte die Tür hinter sich zu.

Maggie starrte ihr mit offenem Mund nach.

»Was ist mit ihr los?« Theresa war aufrichtig verblüfft über die Reaktion ihrer Jüngsten. Franny war die Gutmütigste in ihrer Familie. Sonst tat sie Maggies Sticheleien immer mit einem Lachen ab. Eigentlich war es nicht ihre Art, so gemein zu sein.

Maggie hatte sich gleich wieder erholt. »Bestimmt sehnt sie sich nur nach ihrem Mann.«

»Welchem Mann?« Theresa sah sie scharf an. »Diesem Sean, meinst du?«

Ihre Ältere zögerte kurz, als wollte sie etwas sagen und würde es sich im letzten Moment anders überlegen. »Ach, ich weiß von nichts. Das ist nur geraten. Vergiss, was ich gesagt habe.«

Theresa bohrte nicht weiter nach, aber während sie den

süßen Hefeteig zu kneten begann, war sie in Gedanken bei Franny. Sie hatte das beklemmende Gefühl, dass sie nur zu gut wusste, was mit ihrer Jüngsten los war. Und wenn sie recht hatte, würde es ihnen allen mächtigen Ärger bringen.

»Segnen Sie mich, Vater, denn ich habe gesündigt. Meine letzte Beichte war vor einer Woche.«

Frannys Nerven waren angespannt, so wie jedes Mal, wenn sie im Beichtstuhl war. Es tat nichts zur Sache, dass der Priester hinter einem Vorhang saß und ihr Gesicht nicht sehen konnte, denn sobald sie den Mund aufmachte, wusste er genau, wen er vor sich hatte. Sie wusste nicht so recht, warum sie heute in die Kirche gekommen war. Aber nachdem sie aus dem Farmhaus geflohen war, hatte sie nicht mehr gewusst, wohin sie sollte, und die Stille der alten Steinkirche bot wenigstens einen Zufluchtsort, an dem sie in Ruhe nachdenken konnte. Dass der Priester ausgerechnet heute Nachmittag die Beichte abnahm, war Zufall, und sie hatte eindeutig genug zu beichten. Kaum hatte Franny den Beichtstuhl betreten, war ihr Mut allerdings verflogen.

»Sprich, mein Kind«, forderte der Priester sie auf.

Das Mädchen machte den Mund auf, brachte aber kein Wort heraus. Was hätte Franny auch sagen sollen – dass sie Unzucht getrieben hatte, und das nicht nur einmal, sondern ständig während der vergangenen Monate, und dass ihre Sünden das zur Folge hatten, was sie am meisten gefürchtet hatte: ein Baby, ein Bankert, das nicht unter dem Sakrament der Ehe gezeugt worden war und wohl auch so geboren würde, wenn sie nicht bald etwas unternahm?

Schon seit einiger Zeit hatte Franny einen düsteren Verdacht, was ihren Zustand anging. So lange wie möglich

hatte sie ihre Sorgen für sich behalten und um ein Wunder gebetet, doch als sich keines ereignen wollte, hatte sie am Vortag schließlich ihren ganzen Mut zusammengenommen und Sean alles erzählt.

»Bist du sicher?«, wollte er sofort wissen.

Diese Frage hatte sie sich selbst schon tausendmal gestellt. Manchmal hatte sie nachts im Bett die Hand auf ihren flachen Bauch gelegt und war überzeugt gewesen, dass darin unmöglich ein Kind wachsen konnte. Aber sosehr sie sich das auch einzureden versuchte, sie wusste, dass sie sich selbst belog. Vor vier Monaten hatte sie angefangen, mit Sean zu schlafen, und seit zwei Monaten hatte sie nicht mehr geblutet.

»Ja, ich bin sicher«, hatte sie leise geantwortet.

Sobald sie es laut ausgesprochen hatte, begannen die Tränen zu fließen. Bis dahin hatte sie nicht geweint – dazu war sie viel zu erschrocken gewesen. Nun gab sie allerdings ihren Ängsten nach. Weil Sean Geld brauchte, war er ihrem Vater entgegengekommen und auf der Farm geblieben, um die Ernte einzubringen, aber jetzt, wo der Winter vor der Tür stand, würde er bald weiterziehen müssen, um anderswo Arbeit zu suchen. Und davor musste sie das hier mit ihm geklärt haben.

Sean legte den Arm um sie. »Pst, wein doch nicht, mein hübsches Mädchen. Was kaputt ist, kann auch wieder geklebt werden.«

Franny ließ sich von ihm halten, während sie weinte. Er flüsterte ihr beruhigend zu, bis ihr Schluchzen allmählich verebbte.

»Ach, Sean«, seufzte sie verzweifelt und ließ den Kopf auf seine Schulter sinken. »Was sollen wir nur tun?«

Es blieb kurz still, dann sagte Sean: »Ich hätte da eine Idee.«

Franny legte den Kopf zurück und sah zu ihm auf. »Sag schon.«

»Als ich noch in London gelebt habe, habe ich von einer Frau gehört«, begann er vorsichtig. »Einer Hebamme, aber sie ist so gut wie jeder Arzt. Sie hat ein paar Mädchen geholfen, als die in einer ähnlichen Lage waren.«

Franny brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, was er da sagte. Sie schob ihn von sich weg. »Wie meinst du das?«, fragte sie argwöhnisch. »Du schlägst mir doch nicht vor, es wegmachen zu lassen?«

Er breitete kapitulierend die Hände aus. Diese Geste kannte sie inzwischen nur zu gut. Anfänglich hatte ihr Seans stets sorglose Art gefallen, doch inzwischen kannte sie auch die Kehrseite der Medaille: Er übernahm nicht gern Verantwortung.

»Aber ich dachte, wir würden heiraten.« Ehe sie sichs versah, waren die Worte aus ihrem Mund. Plötzlich wurde er ganz bleich.

»Heiraten?« Er krächzte das Wort hervor. Im nächsten Moment sprang er so abrupt auf, dass sie auf sein Bett zurückfiel. »Also, wir wollen doch nichts überstürzen.« Er sagte das mit aufgesetzter Fröhlichkeit und bemühte sich sogar, jenes freche Grinsen zu zeigen, das sie inzwischen so gut kannte und mit dem er sie so oft betört hatte. »Du weißt selbst, dass ich kein Mann zum Heiraten bin.«

»Also, das hättest du dir vielleicht überlegen sollen, bevor du mich in dein Bett gelockt hast«, meinte Franny ärgerlich.

Sie starrten sich an. Franny ließ sich nicht von Seans Blick einschüchtern, denn sie war entschlossen, ihn zu be-

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Tara Hyland

Die vergessene Frau
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 672 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38098-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: April 2013

Eine ergreifende Saga zwischen England und dem schillernden Hollywood der 50er

Irland, 1946. Auf einer kleinen Farm träumt Franny von einem Leben als Filmstar. Als sie ungewollt schwanger wird, flieht sie nach London. Dort setzt sie alles daran, sich und ihre Tochter über Wasser zu halten. Doch sie vergisst ihren größten Wunsch nie … Eines Abends erkämpft sie sich einen Auftritt vor einem bekannten Hollywoodproduzenten und erhält ein unwiderstehliches Angebot – das ihr das Herz bricht.

Jahre später erhält die aufstrebende Londoner Journalistin Cara einen Brief aus Kalifornien. Sie weiß, dass es Zeit ist, sich der Vergangenheit zu stellen – und ihrer Mutter …

Der Titel im Katalog